

Besprechungen

Deutsche Erzählliteratur.

Ludwig Mathar, Wetter und Wirbel. Mitkölnische Geschichten. 8° (374 S.) Köln 1926, Bachem. Geb. M 9.—

Settchens Hut. Eine altfränkische, aber lustige Geschichte vom Venn. 8° (162 S.) Freiburg 1925, Herder. Geb. M 4.—

Kulturgegeschichtliche Novellen aus der Geburts- und Berufsheimat des Dichters. Gemeinsam ist das sprudelnde, spritzende Tempo der Erzählung, die impressionistische Milieuschilderung voll zuckender Farben und huschender Töne, der meist gelingende Versuch, die Stimmung durch kräftige lyrische Ausbrüche zu suggerieren. Zweierlei Gefühle beherrschen diese Geschichten, lächelnde und oft herzlich lachende Lustigkeit über drollige Schwächen und Piffigkeiten in der Venn-Geschichte — Bewunderung und Grauen vor menschlicher Größe in Handeln und Leiden, so meist in den sechzehn Erzählungen aus Kölns Vergangenheit. Es ist wirklich ergötlich zu lesen, wie der Pfarrer von Entelsdorf, der herzensgute, polternde Hütefeind, der weiblichen Schläue unterliegt. Auch in den Kölner Novellen ist der Humor vertreten („Der Held“, „Der Schuß ins Schwarze“, „Wie Jan von Werth Hochzeit hält“, „Der Hochaltar von St. Columba“). Aber auf die übrigen Stücke aus der Zeit Karl Martells bis zum Höhepunkt der napoleonischen Herrschaft paßt der Titel „Wetter und Wirbel“: Krieg gegen den Reichsfeind, Kampf mit Raubrittern, soziale Wirren und blutig durchgesetzte Fortschritte, die Schrecken des Geißeltums, des Hegenwahns und der Pest ziehen wie Gewitter voller Grauen und Pracht vorüber. Ziehen vorüber,

„Und der Himmel ist wieder den Kindes-
kindern blau,

Und die Sonne strahlt wieder.
Und es lächelt der Friede.“

So läßt Mathar ein fröhliches Gottvertrauen, die auf die göttliche Vorsehung begründete Hoffnung nach all den düstern Geschehnissen aufleuchten und ergänzt die Mahnung zu Versöhnlichkeit und Völkerebefriedung, die er in dem Roman „Unter der Geißel“ wuchtig gestaltet hat.

Die beiden Bücher sind in Druck und Einband Muster geschmackvoller Ausstattung. So schön aber die Bachem'sche Antiqua mit den roten Initialen sich ausnimmt, ein Roman in Antiqua weckt bei mir und sicher vielen

Lesern ein leises Unbehagen; die Einbandzeichnung ist genial in ihrer Einfachheit und Ausdruckskraft. Und Settchen trägt wirklich ein Wunder von „Fassonghut“.

D. Berneder, Die Kapelle im Korn. Eine Erzählung. Kl. 8° (62 S.) GzL M 1.—

Der ungerechte Rechtsanwalt. Roman von D. Berneder. 8° (461 S.) Ganzleinen M 8.— Beides München 1925, Kösel und Pustet.

Eindringen in die sittlich-religiösen Tiefen der Seele und schöpferische Fruchtbarkeit an neuen Sprachbildern sind Berneders Vorzüge, die schon „Der Skrupulant“ zeigte und die auch in diesen beiden Erzählungen sich fast zu aufdringlich geltend machen. Weniger bohrend und weniger bunt wäre höhere Kunst — aber auch so macht hier eine ungewöhnliche epische Kraft aufhorchen. Erfreulich ist, daß Berneder die haarfeinen seelischen Verfälschungen und die huschenden bunten Metapherlichter in kraftvoller, spannender äußerer Handlung spielen läßt. So verlegt er die seelische Wandlung des ungerechten Rechtsanwalts, der mit Leidenschaft und Erfolg für die Rechte eines unehelichen Fürstenkindes eintrat und zugleich der Versuchung unterliegt, sein eigen Fleisch und Blut zu verlassen und zu verleugnen, in den mit atemraubender Anschaulichkeit geschilderten Versuch, einen noch nie bestiegenen Berggipfel zu überwinden. „Die Kapelle im Korn“ verdankt ihr Fortbestehen dem mit nicht geringerer Wucht geschilderten Kampf des habgierigen Bauern mit einem wildgewordenen Stier. Es ist zu wünschen, daß die unverkennbare künstlerische Kraft zum harmonischen Zusammenspiel von innerem Ringen, äußerem Geschehen und farbigem Bilderschmuck gelange. — „Die Kapelle im Korn“ erschien in der Bücherreihe „Das Tor“. Die zierlich gebundenen Bändchen, zum Teil recht problematischer Natur, sind auf literarisch anspruchsvolle und religiös-sittlich urteilsfähige Leser berechnet. Eine Perle, leuchtend von dem gnadedurchzitterten Glanz des Schönen, ist die Novelle „Kunst“ von A. D. Kunst.

Esau und Jakob. Erzählung vom Reimichel (Sebastian Rieger). 8° (420 S.) Tyrolia, Innsbruck-Wien-München o. J. Geb. 7.—

Wie alles, was der Tiroler Pfarrer uns schenkt, Volkslesung der besten Art, die auch

der Gebildete mit ungemischtem Behagen genießt. Wenn auch veredelnde Unterhaltung und vergnügliche Erbauung dem Reimmichel im Priesterrock die Hauptfache ist, so hat er doch eine so urwüchsige Gabe dichterischen Fabulierens, daß seine Geschichten und Romane ganz oder doch immer in einigen Höhepunkten ins Künstlerische emporragen. „Erau und Jakob“ behandelt den Vorwurf der ungleichen Brüder. Erau-Leopold, der ältere Sohn auf dem Hof zum Waldebner, ist von Natur und Menschen verkümmert und veräußt, während Jakob-Friedrich, der Jüngere, zugleich Erbe des Hofes, hübsch und geistig beweglich, von allen verhätschelt wird. Aber gerade dadurch wird die ethisch tiefere Anlage Leopolds voll entfaltet, indes Friedrichs Leichtsinn und Leichtfertigkeit sich zu Charakterlosigkeit und Schlechtigkeit auswächst. Als echtes Volksstück bringt die Erzählung schließlich die gerechte Strafe über Friedrich, indes Leopold zu Ehren, Wohlhabenheit und Eheglück gelangt. — Hier sei auch hingewiesen auf einige Bücher Reimmichels, die voll herzerquickenden Humors sind. „Die Geschichte eines bösen Buben“ (162 S.; M 3.—) ist eine Umsehung des amerikanischen „A bad boy's diary“; „Der Nant“ (144 S.; M 2.80) eine wirklich lustige Studentengeschichte; „Der Ferpeter“ (202 S.; M 3.20) und „Der Kreuzkasper“ (280 S.; M 3.70) bringen Schelmen- und Abenteuerergeschichten unterhaltlichster Art. — Zu loben ist das handliche Format und der kräftige, angenehme Druck, womit die Tyrolia den Erzählungen Reimmichels ein schmuckes Gewand gegeben hat.

Der Ruf der Wildgänse. Roman. Von Martha Dstenso. Übertragung aus dem Amerikanischen von A. Wiesner-Smayner. 8° (426 S.) Wien-Leipzig 1926, Nikola-Verlag. Geb. M 7.80

Die vierundzwanzig Jahre alte Schullehrerin aus dem Norden trug mit diesem Roman den ersten Preis in einem Wettbewerf davon, den die englisch-amerikanischen Verleger ausgeschrieben hatten. Das Buch verdient ihn und verdient es auch, ins Deutsche übertragen zu werden. Mit schlichter, aber unwiderstehlicher Kraft der Natur- und Seelenschilderung, die an die Art der besten skandinavischen Erzähler erinnert, wird das Schicksal einer bäuerlichen Siedlerfamilie lebendig gemacht. Der Vater lebt nur in der Arbeit an seinen Feldern und Äckern, eine dämonische Leidenschaft bannet seine Seele in den kargen, rauhen Erdboden und verhärtet sie gegen Frau

und Kinder und die feinfühligke, kultivierte Hauslehrerin Linda. Tragisch fällt er bei einem Waldbrand als Opfer seiner unbändigen Liebe zum Boden. Judith, die Tochter, von der Sehnsucht nach Erlösung aus dem Erdbann getrieben, gelockt von dem Ruf der ziehenden Wildgänse, erkämpft sich die Befreiung von der verkümmerten Sklaverei an die Scholle.

Nicht ganz so hoch an literarischem Wert steht der Roman „Elisabeth Chryssanthus“ von Nelly Holden, der ein reifes sittliches Urteil beim Leser voraussetzt. Elisabeth, bildschön und nicht leicht entflammbar, in glücklicher aber tiefenloser Ehe lebend, wird spät von einem gewissenlosen Don Juan verwirrt, zu dem ihre jüngere hässliche, leidenschaftliche Schwester Baki „in Liebe ist“. Der Gegensatz der beiden Schwestern, die einander aufrichtig zugetan sind, ist mit feiner Kunst durchgeführt, bis zum Selbstmord Bakis, die mehr noch als aus unglücklicher Liebe in der Absicht, die Schwester vor Unglück zu bewahren, in den Tod geht. Auch dies letzte ist psychologisch gut motiviert, steht aber in dem verwirrenden Schein falscher ethischer Wertung.

Führt der Nikola-Verlag in den beiden genannten Erzählungen ins Exotische — Elisabeth Chryssanthus spielt in Ägypten —, so gilt dies noch mehr von Otto Marschalek, „Die Tiefen von Mangalore“, und Edgar Wallace, „Der Grosch mit der Maske“. Das letzte Buch ist ein Kriminal- und Detektiv-Roman, der an spannender Nasführung des Lesers das Menschenmögliche leistet. Marschaleks „phantastische Novellen“ machen ihrem Namen Ehre, zu viel Ehre; das Phantastisch-Spielerische geht ins Bizarre, Groteske über. Und was schlimmer ist, ins Giftig-Boshafte, wenn im letzten Stück der Einfluß der katholischen Kirche auf verbrecherische Ausnutzung der letzten physikalischen und psychologischen Entdeckungen zurückgeführt wird.

Hans Roselieb, Rot-Gelb-Rot. Geschichten aus Spanien. 2 Bde. 8° (309 u. 254 S.) M.-Gladbach 1925/26, Drplid-Verlag. Geb. M 5.60 und 5.—

Die liebe Frau von den Sternen. Eine legendenhafte Erzählung aus der Gegenwart von Hans Roselieb. 8° (357 S.) München 1925, Kösel & Pustet. M 5.50; geb. 7.50

Hans Roselieb ist eine literarische Begabung, die aus sich nicht zu einer persönlich bestimmten Form drängt. Schwerlich käme

jemand, dem man die oben angezeigten Bücher vorläse, ohne den Verfasser zu nennen, auf die Vermutung, derselbe Erzähler spreche zu ihm.

Die Geschichten aus Spanien sind nicht von gleichem Wert; die des ersten Bandes stehen an konkreter Gestaltung höher. Aber gemeinsam ist ihnen eine klare Gegenständlichkeit. Wie der gar nicht feuilletonistisch, sondern sachlich und stoffreich geschriebene Reisebericht „Spanische Wanderungen“ (Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin 1926) verrät, hat sich Roselieb gründlich in Spanien umgesehen, bevor er spanisches Land und Leben dichterisch nachzuschaffen unternahm.

„Die liebe Frau von den Sternen“ ist dagegen eine expressionistisch stilisierte Legende. Günther Müller macht in einer Roseliebs Roman weltanschaulich und literarisch hoch einschätzenden Untersuchung im „Literarwissenschaftlichen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft“ 1926 darauf aufmerksam, wie hier das uralte Motiv der Marienlegende von Beatriz der Küsslerin wiederkehre; freilich sei die Legende durch die Verschiebung der handelnden und leidenden Gestalt so umgestaltet, daß man zweifeln möchte, ob überhaupt noch vom Beatriz-Motiv gesprochen werden könne. Eine Fischersfrau wird durch eine mystische Bewußtseinswandlung und Besitzergreifung für die Dauer einer Revolutionsnacht zur „lieben Frau von den Sternen“. Das Christentum wird so in seiner zarresten, physisch machtloosesten Form hineingestellt in das wilde, wirre Ringen von Haß und Gier; der Armsten einer, der Krüppel, wird durch die „menschgewordene Himmelskönigin“ zur „Wiedergeburt durch den Glauben und die Liebe“ geführt. Nach dem hymnischen Lied des Krüppels, in dem er Gottes erlösende Liebe und die heilende Kraft des Leidens preist, wirkt es ernüchternd, daß aus ihm und der aus dem Bann des Wunders entlassenen Fischersfrau ein Ehepaar wird. — Der Roman teilt mit den meisten expressionistischen Dichtungen undurchdringliche Dunkelheit, die vielleicht allerlei tiefen Sinn verschleiert.

Das linke Pfarrerte. Ein Roman aus dem heutigen Tirol. Von Hans Schrott-Giehl. gr. 8° (266 S.) Leipzig und Graz 1926, Heimatverlag Leopold Stocker. Geb. M 5.—

Ein Roman in Schulbuchformat auf nicht holzfreiem Papier, dazu die antirepublikanische Note des Verlags mit seiner Bewunderung „der alten Ordnung und Sitte“ — das sind zweifelhafte Empfehlungen. Aber trotzdem sollte der zweite Teil des Romans diese Hinder-

nisse überwinden und seinen Weg zu urteilsfähigen, kritischen Lesern finden. Wie in allen Erzählungen Schrott-Giehls ist auch hier das treibende Motiv der „Zwiespalt, der jeden Tiroler aus der großen Welt erfaßt, wenn er wieder heimkommt. Einerseits die Herrlichkeit der Heimat und anderseits die kurzen, engen Menschen mit ihrem pfeilgeraden Herzen, ihrem heißen Empfinden“. So spricht der Dichter es selbst aus (S. 45) und fügt hinzu, es sei reizvoll und ärgerlich zugleich. Reizvoll und ärgerlich ist es in der Tat, wie der aus der großen Welt heimgekehrte, verwitwete und Priester gewordene geniale Chemiker Jenne Lagered sich mit dem Tiroler Klerus auseinandersetzt. Als linkes Pfarrerte, d. h. als Kooperator des rechten Pfarrers, beginnt er seine pastorellen Ideen zu verwirklichen. Da spielen nun die Hilfsmittel der heutigen Technik, Telephon, Schreibmaschine samt Sekretärin und Parlograph, Lichtbilder, Kino und Motorrad eine aufdringliche Rolle. Sehr hart wird über die Seminärerziehung und die politische Betätigung des Klerus geurteilt. Die Verlegenheit, die eine zum größten Teil künstlich ergänzte Reliquie bringt, führt zu einer vollständigen Ablehnung der öffentlichen Reliquienverehrung. Und ob die Kirche nicht recht hat, daß sie die Moral zum Zentrum macht und nicht die Wirtschaftlichkeit, wie Lagered Vater und Sohn es verlangen (S. 88)? Gewiß ist die Forderung, der Klerus solle eine unserer Zivilisation entsprechende Körperpflege treiben, berechtigt; auch der Zusammenschluß der zahlreichen Ständes- und Zweckvereine zu einem einzigen christlichen Verein, der Pfarrfamilie, ist eine gesunde Idee — aber daneben steht so viel Abneigung gegen Autorität und Tradition, so wenig Sinn für die übernatürlichen Kräfte und Aufgaben der Kirche, eine solche Überschätzung weltlicher Zivilisation und Kultur, daß der Durchschnittsleser verwirrt werden muß. Der Verfasser kann mit Recht geltend machen, daß er diese Ansichten und Kritiken nicht selbst ausspreche und nicht einfachhin als richtig hinstelle, sondern sie den lebendigen, durchaus nicht unfehlbaren Personen in den Mund lege. Darum sollen meine kritischen Bemerkungen durchaus keine Beurteilung der Kirchlichkeit des Verfassers sein, sondern Hinweis auf mögliche Mißverständnisse. Der Klerus, und nicht bloß der tirolische, wird nicht ohne Nutzen in diesen Pfaffen-Spiegel schauen. — Wenn auch die erzieherischen Absichten nicht vollständig in die künstlerische Form aufgehen, ist das Buch doch eine fesselnde, oft spannende Lesung.

Benedikt Pagenberger. Aus der Komödie seines Lebens. Von Roland Betsch. 12.—15. Tausend. 8° (436 S.) München 1925, Kösel & Pustet. M 5.50; geb. M 7.50

Yatsuma. Eine Donquijoterie aus Schwabing. Von Hans Reiser. 8° (490 S.) Berlin 1926, Deutsche Buch-Gemeinschaft.

Diese beiden Bücher stehen beisammen, weil sie ähnlichen Stoff und Erzählungscharakter haben. Hier wie dort ein humorvolles Fabulieren, das bei allem Scharfblick für menschliche Armseligkeit doch immer voll schelmischer Güte ist; hier wie dort der Gegenstand ein Mensch, der durch seine übermächtige Phantasie in ein Vagabundenleben gedrängt wird.

Schon einmal hat Hans Reiser das Landstreichertum mit seinem freiheitsdurstigen Wandern, mit seinen Festtagen und zahlreicheren Gasttagen in Dichtung umgekehrt; „Binscham, der Landstreicher“ ist ein interessanter, aber etwas liederlicher Bursch. Bei Yatsuma, dem durch Naturanlage und Lektüre in eine drollige Verrücktheit geratenen Schreiner Deschl, ist das Erotische völlig ausgeschaltet. In phantastischen Wanderungen durchstreift er als indischer Welterlöser Amerikas Wolfenträgerstädte, die Wüste Gobi, die Antillen und alle fernen und fremden Gegenden der Erde — ohne aber über Schwabing und dessen Umgebung hinauszukommen. Es ist fesselnd und belustigend, wie Land und Leute des Münchener Viertels sich durch dieses halluzinierende und unbewußt ironisierende Bewußtsein hindurch ausnehmen. Wie eine Vorführung, die einen fröhlichen Ausgang der Irrfahrten gewährleistet, waltet aus der Ferne der Psychiater Dr. Mendone. Durch suggestierendes Eingehen auf die Wahndee führt er den vagabundierenden Schwabinger, der schließlich gar in der Sternenvelt umherstreift, wieder ins bürgerliche Dasein zurück.

Kommt bei Deschl-Yatsuma die pathologische Phantasieanlage zu einer großen gewaltsamen Entladung, so reagiert sie sich in der Entwicklungsgeschichte Benedikt Pagenbergers in kleinen Puffen und Funken ab. Etwas aufdringlich wird mit dem Zeigefinger auf den psychischen Hintergrund hingewiesen. Pagenberger selbst hat zu früh ein reflexes Bewußtsein von seiner abnormalen Wachträumerei und halb unfreiwilligen Verlogenheit. Die erste Hälfte des Buches ist voll lustig erzählter und an sich humorvoller Subenstreichs und Schülererlebnisse, die sich vor einem in Spitzwegscher Art gemalten fränkischen Dorf- und Kleinstadthintergrund abspielen. Die obligate

Gastrolle bei einer Komödiantenschmiere bildet den Übergang zu dem weniger gelungenen zweiten Teil, in dem der Humor oft in Satire, die blühende Einbildungskraft in wirre Phantastik übergeht. Nach zehn Semestern „Studium“ der Medizin wirft sich Pagenberger — übrigens mit Erfolg — auf futuristische Plakatkunst; das Münchner Künstler-, Literaten- und Kunstgönner-Milieu wird dabei mit mehr Bosheit als Witz verulkt. Schließlich muß eine Indienfahrt als homöopathisches Heilmittel gegen die tropisch wuchernde Phantasie wirken; Pagenberger, der ein anständiger Kerl geblieben ist, kehrt zu seiner Liesel vom Heimatdorf zurück, stürzt sich mit Eifer und Ausdauer auf den Abschluß des Medizinstudiums. So sieht er jetzt ins Leben: „Mit den Wolken ziehen wie ein Schiff mit geblähten Vollsegeln, aber den festen Boden nicht verlieren, die nüchterne Kraft des Urteils sich bewahren.“ Der Dichter glaubt an diese Zukunft seines Helden — ob alle Leser?

Weniger optimistisch ist Betsch in den neun Novellen „Land Irgendwo“ (Kösel-Pustet), die, an Amadeus Hoffmann erinnernd, teils spukhafte Begebenheiten, teils Räuze von rätselhafter Psychologie mit suggestiver Selbstverständlichkeit hinstellen. In derselben Richtung liegt die in der Novellen-Sammlung „Das Tor“ erschienene Erzählung „Der Chineser“, die das Problem eines sublimierten erotischen Fetischismus gestaltet.

Die Heimsuchung. Roman von Oskar Graf. 8° (308 S.) Buchgemeinde Bonn, 1925.

Zwei Kapitelüberschriften in den „Traumdeutern“ (Herder 1924) sind bezeichnend für O. M. Graf. Da steht „Wir sind Gefangene...“ und „Mächte stehen um uns her“. Immer wieder wird Graf, der eine eigentümliche Kraft besitzt, die realistisch wiedergegebene Wirklichkeit ein eisiges Grauen rätselhafter Schicksalhaftigkeit ausstrahlen zu lassen, zu Begebnissen hingezogen, in denen die menschliche Freiheit und Verantwortlichkeit aufgehoben scheint. Bald ist es die Übermacht der sozialen Umwelt, die in seinen Erzählungen aus proletarischen Kreisen der Gegenwart zum Schicksal wird; bald gräbt er aus alten Chroniken Familien- und Hausgeschichten voll fatalistischen Grauens aus. Da kehrt in ein verfallenes Haus mit unheimlicher Wiederholung Unglück, Verbrechen und Selbstmord ein, da ist eine Familie von Generation zu Generation erblich belastet mit Traumwandeln und Fallucht, mit Neigung zu religiösem Fanatismus und psycho-

pathischer Scheinbesessenheit, mit dem unentzinnbaren Trieb zur Selbstvernichtung. Ästhetisch betrachtet, ist hier sicher das unheimliche Grauen, das auf mancher rätselhaften Familiengeschichte liegt, mit mehr als mittelmäßiger Kunst in die Wortform gebannt; allgemein menschlich ist die Darstellung solcher Begebenheiten und Charaktere auch von Wert, da ja solche unerklärliche Geschehnisse glaubhaft bezeugt sind — aber in eine für weite Kreise bestimmte Sammlung, in die unterhaltende Schriftenreihe einer Buchgemeinde gehören dichterische Spiegelungen dieser grauenvollen Lebensrätsel nicht.

Sonnwend-Feuer. Ein Roman aus den österreichischen Bergen von Hugo v. Schellver. 8° (216 S.) Karlsruhe 1926, Badenia. Geb. M 4.—

Weniger ein Roman, als eine mit Kunst ausgespinnene Legende; durch folgerichtige Anwendung des Legendenstils hätte deshalb die Erzählung noch gewonnen. Aber auch so wird alt wie jung mit Freude am schönen Schein und mit religiöser Ergriffenheit das letzte Aufbäumen des Heidentums gegen das Christentum zu Ende des 10. Jahrhunderts, den Sieg des weißen Christengottes über den weißen Baldur an sich vorüberziehen lassen.

Das Künstlertum des Verfassers spricht am deutlichsten aus der anschaulichen, stimmungsgesättigten Knappheit der Naturbilder.

Die Reise in die Heimat. Von Hans Heinrich Ehrler. 8° (199 S.) München 1926, Kösel & Pustet. Geb. M 3.—

Diese Huldigung an die Vaterstadt Mergentheim „zur Hundertjahrfeier ihres wiedergefundenen Heilbrunnens“ steht auf der Grenze zwischen Erzählungs- und Stimmungsichtung. Sie erreicht nicht die seltene künstlerische Höhe der „Briefe aus meinem Kloster“, aber trotz des gelinden Schreckens über die Widmung ließen mich die von goldener Poesie erfüllten Jugenderinnerungen, Natur- und Kunstindrücke bis zur letzten Seite nicht aus ihrem Bann. Das Buch ist fesselnder als mancher, selbst guter Roman. Was an äußerer Handlung fehlt, ist reichlich ersetzt durch Sinnen und Fühlen, das in naturhaft schöner Sprachkunst ausblüht. Was Ehrler als Eindruck seines letzten Heimateerlebnisses ausspricht, das kann auch der Leser dankbar von mancher Seite dieses Heimatbuches sagen: „In seliger Körperlichkeit spüre ich die reine Luft des Geistes sich regen.“

Sigmund Etang S. J.



Gegründet 1865

von deutschen
Jesuiten.

Stimmen der Zeit, Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Heinrich Sierp S. J., München, Veterinärstraße 9 (Fernsprecher: 32 749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., E. Koppel S. J., W. Peiß S. J. in Feldkirch, zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich, M. Reichmann S. J.

Postcheck-Konto der Schriftleitung: München 6900, Bankkonto der Schriftleitung in der Schweiz: Schweizerische Genossenschaftsbank in Basel, Postcheck-Konto V 3175.

Verlag: Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau. Postcheck-Konto des Verlags: Karlsruhe 315, Basel V 2538, Wien 130 337.

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Hefte einer gegen Quellengabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.